

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 237.

Donnerstag, 10. Oktober.

1928.

(12. Fortsetzung.)

## Wettlauf um Ellinor.

Roman von Senta Nessel.

(Nachdruck verboten.)

Als Bobby nun den Mund öffnen wollte, fuhr sie schnell auf:

„Halt ihm den Mund zu, George, schnell, hält ihm den Mund zu!“

George stürzte auf den verdutzten Bobby los. Er preßte ihm die Hand auf den Mund, daß er den Atem verlor.

Bobby schnaufte und pustete, aber George hielt es ernst fest.

„Verzeihen Sie“, rief Ellinor, „aber ich muß ganz schnell etwas sagen, ehe Sie den Mund aufstun: ich bin Ellinor Stanley! So, George, nun lasst das arme Opfer los!“

Bobby witterte und fluchte. Aber als Ellinor erklärte, daß sie ihn zwar reizend fände, aber nicht die geringste Lust gehabt hätte, sich von ihm finden zu lassen, da der Termin noch nicht abgelaufen sei, da ließ er sich schnell versöhnen.

„Vor allen Dingen eins, meine Herren!“, sagte Ellinor, als einigermaßen Ruhe eingetreten war, „es darf natürlich kein Mensch ahnen, wer ich bin! Ich habe keine Lust, weil George mich liebt und in seiner Verliebtheit vielleicht Dummheiten macht, oder weil Sie mich nicht finden, Mr. Carlton, meine Idee aufs Spiel zu setzen! Meine Frist ist erst übermorgen abgelaufen, bis dahin darf mich keiner finden! Ich bin Betty Glynn, bitte, hier ist mein Paß!“

Ellinor hielt den Paß hin und George und Bobby Carlton verschwanden hoch und heilig, sie seien vollkommen davon überzeugt, daß sie wirklich Betty Glynn sei.

„Was wollen Sie eigentlich bei mir, Betty Glynn?“, fragte George und läßt Ellinor zärtlich aufs Ohr.

Ellinor fuhr empört auf:

„Sie haben sich anständig zu benehmen, Mr. Wellington, eine Dame, die man vor zwei Minuten noch nicht kannte, küßt man nicht! Es scheint da eine kleine Verwechslung vorzuliegen. Ich bin hierher gekommen, um mich um den Posten einer Privatsekretärin beim Chef der Wellington-Werke zu bewerben. Sind Sie von meinen Fähigkeiten, diese Stellung auszufüllen, überzeugt?“

„Nee!“, warf Bobby ein.

„Warum nicht?“

„Abgesehen davon, daß ich George in diesem Falle nicht die notwendige Sachlichkeit und Objektivität dieser Sekretärin gegenüber zutraue, bin ich einigermaßen fest davon überzeugt, daß Sie ebensowenig von diesem Geschäft verstehen, wie ich. Sie sind doch eine Frau von Welt, Sie können fabelhaft Auto fahren, das habe ich selbst gesehen, Sie können sicher unerhört gut Golf spielen, auch einen anständigen Bridge trage ich Ihnen zu, aber daß Sie Bureauarbeiten tun können, das glaube ich nie und nimmer, ich finde auch, es würde gar nicht zu Ihnen passen!“

Ellinor wurde auf einmal ernst.

„Sie haben Unrecht, Mr. Carlton, und du auch George, denn ich sehe an deinem Gesicht, daß du Mr. Carlton zustimmst. Es ist nicht so, ich bin vielleicht anders, als andere Mädchen in meinem Alter und in meiner Position sind. Ich bin reich, man erzählte mir das schon, als ich noch ganz klein war. Jeder Wunsch

wurde mir erfüllt, ich konnte mit meinem Leben machen, was ich wollte. Und ich wollte etwas machen aus meinem Leben, es sollte groß und wunderbar sein! Ich wußte noch nicht ganz klar, was ich machen sollte, aber ich empfand es von ganz klein auf. Als ich sechzehn Jahre alt war, da träumte ich davon, einmal einen Prinzen zu heiraten und in einem alten Schloß zu wohnen, mit siebzehn Jahren wollte ich mein ganzes Geld den Armen schenken. Natürlich war das alles nonsens. Mit achtzehn Jahren hatte ich schon keinen bestimmten Plan mehr, ich wußte nur, daß ich irgend etwas tun müsse, das mich ganz ausfüllte. Ich wollte nicht so leben, wie die Kinder reicher Eltern leben. Ich habe bei Pa im Geschäft gearbeitet, als einfache Angestellte.“

„Pa läßt in dieser Beziehung nicht mit sich spaßen, er ist für keine Spielerei zu haben. So habe ich arbeiten gelernt. Und im Grunde genommen ist es auch meine Idee gewesen, dieser Wettlauf um 100 000 Dollars, und es war ganz klar, daß nur ich die Sache machen konnte. Pa hat zuerst gefragt: Es ist unmöglich, aber ich habe gesagt: denke nach, du mußt es möglich machen. Endlich sagte er zu! Und es ist gegangen. Willst du mich nun als Sekretärin anstellen?“

„Ich tue alles, was du willst, kleine Ellinor, denn ich habe dich lieb!“

Und so wurde Ellinor Stanley — nein, Betty Glynn — Sekretärin bei George Wellington.

### 15.

Die „Evening Review“ setzte zum Endspurt an.

In der Redaktion wurde sieberhaft gearbeitet. Noch zwei Tage, da mußte Ellinor gefunden sein.

Extrablätter plätierten durch die Straßen, noch einmal wurden die Menschen toll gemacht in dem Gedanken, 100 000 Dollar zu bekommen. Neue Plakate wurden gedruckt und an die Litfaßsäulen geklebt, überall konnte man sehen, wie Ellinor ausah, welche Kleider sie trug und wie sie ihr Haar frisierte.

Ellinor war in New York, die New Yorker wußten es, man mußte sie finden! Aber New York war groß. New York war eine Welt für sich!

Selbst ein Geschäftshaus ist eine Welt für sich. Niemand im Hause George Wellingtons ahnte, daß die kleine Betty Glynn, die der Chef vor zwei Tagen als Privatsekretärin engagiert hatte, diese Ellinor Stanley sei. Wer hätte das auch denken können. Diese Betty Glynn war ein hübsches Mädchen, sie war sogar außergewöhnlich hübsch, aber es gab Tausende von hübschen Mädels in New York, deswegen brauchte man sich nicht aufzutreiben.

Und diese Betty Glynn tat auch nicht das geringste, was sie von den anderen Mädels ihres Standes unterschied.

Sie kam pünktlich zum Dienst, jeden Morgen fuhr sie mit der Untergrundbahn, die um neun Uhr zehn an der Viktoriastation war, und jeden Abend fuhr sie um sechs Uhr fünfzehn mit der Untergrundbahn nach Hause.

Der Chef schien sie gern zu haben, denn er betrachtete sie immer mit einem unverhohlenen Interesse,

Ja beinahe konnte man sagen, mit zärtlichem Blick, aber diese Betty Glynn schien nicht im geringsten darauf zu reagieren.

Entweder war sie eine ganz Raffinierte, oder sie hatte einen Bräutigam, dem sie wirklich treu war, was ja auch vorkommen kann. Nun, auf jeden Fall war nicht der geringste Grund vorhanden, sich mit dieser Betty Glynn eingehend zu beschäftigen!

Aber am Morgen des siebten Mai erschien Betty Glynn nicht zum Dienst.

Neun Uhr fünfzehn war längst vorüber und der Platz an der Schreibmaschine war immer noch leer.

George Wellton hatte schon dreimal gefragt: Ist Miss Glynn noch nicht da. Aber immer wieder bekam er die Antwort:

„Nein, wir haben sie noch nicht gesehen!“

George packte eine Unruhe.

Er hatte in den Tagen des Zusammenarbeitens bemerkt, daß Ellinor ihren Sekretäinnenposten ernst nahm, nicht nur aus der Laune heraus, die sie ihrer Bekleidung schuldig war, nein, einfach deshalb, weil sie übernommene Pflichten bis zum letzten ausfüllte.

Er verstand nicht, warum Ellinor nicht da war. Der leere Platz an der Maschine irritierte ihn. Eine unheimliche Atmosphäre umlagerte diesen Platz, und plötzlich hatte George Wellton das ganz bestimmte Gefühl, daß Ellinor etwas passiert sei. Er erinnerte sich, ganz genau dasselbe Gefühl schon einmal gehabt zu haben, damals ging es um seinen Freund. Das war in Bolivien gewesen, bei irgend einem der vielen Aufstände. Er war zufällig in diese Gegend gekommen, auf einer seiner vielen Reisen, die er mit seinem Freund Herbert Bullwer zusammen gemacht hatte. Sie waren in einem kleinen Hotel abgestiegen, mitten im Gebiet der Aufständischen. Und eines Abends, als er von einem Spaziergang zurückkam, da hatte das kleine Hotel einen unerklärlich fremden Eindruck auf ihn gemacht und ganz plötzlich hatte er das Gefühl gehabt: irgend etwas Schreckliches ist geschehen! Und dann erfuhr er, daß man seinen Freund hinterläßt erschossen hatte!

Und dasselbe unheimliche Gefühl passte ihn jetzt wieder, wenn er den leeren Stuhl vor der Schreibmaschine sah.

Hundertmal redete er sich ein, daß alles Unsinn sei, daß Ellinor sich aus irgend einem nichtshagenden Grund verspätet habe, daß sie jeden Moment eintreten müsse, so wie sie es die letzten Tage getan hatte.

Aber Ellinor kam nicht.

Auf den Korridoren standen die Angestellten zusammen und tuschelten.

Irgend etwas war geschehen. Ein Botenjunge hatte die Nachricht mitgebracht, und nun verbreitete sie sich blitzschnell, wie ein unheimliches Gift, im ganzen Haus.

Als George Wellton unvermutet die Tür seines Zimmers öffnete, fuhren die Köpfe auseinander, doch man wartete, daß Wellton fragen würde und jeder wollte die Sache selbst erzählen.

„Was ist geschehen?“

George würgte an den drei Worten.

„Ein Unglück, Mr. Wellton! Der Untergrundbahntunnel brennt. Drei Züge sollen drin stecken. Wie eine Maus in der Falle sitzen die Passagiere. Man weiß nicht, ob welche tot sind.“

„Nein“, rief Wellton heiser, daß die Angestellten erschreckt zurückwichen, „nein, nein!“

Aber in allen Augen ringsum sah er, daß man die Wahrheit gesprochen hatte.

Ellinor!

Darum war sie nicht gekommen!

Er hatte das Gefühl, als würde sein Gehirn hart und zäh. Er redete sich, als wolle er durch die Mauern hindurchsehen, aber sein Kopf machte nur eine hilflose Drehung auf den Schultern. Sein Gesicht wurde fahl, sein Blick zerrann, seine Augen flackerten.

Doch plötzlich warf er die Rücksitzenden zur Seite, stürzte aus der Tür, ohne Hut und Mantel.

Man hörte, wie sein Wagen ansprang und in wenigen Sekunden verschwunden war.

Niemand von den vielen hundert Passagieren, die man später befragte, konnte etwas Genaues angeben, wie die Katastrophe im Subway-Tunnel eigentlich passiert sei.

Wie jeden Morgen hatten sich die langen grauen Züge der Untergrundbahn regelmäßig von den Bahnhöfen gelöst und waren in den dunklen Schächten der Tunnelmündungen verschwunden.

Der Zug Nummer 487 hatte soeben die Station Picadilly-Street verlassen und raste mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Stundenkilometern unter den Häusern New Yorks dahin.

Die Abteile waren eng gefüllt. Frauen, die ins Geschäft fuhren, viele Männer, die ihren Weg von der Vorstadt Hoboken ins Zentrum der Stadt nahmen.

Man hörte, wie in dem Parallelstollen die Züge sausten.

Das regelmäßige Schaukeln des Zuges wurde jäh unterbrochen. Mitten im Tunnel hielt der Zug. Plötzlich verlöschte alles Licht. Noch blieben die Mitfahrenden ruhig, es konnte eine kleine Störung sein, irgend eine Sicherung war durchgebrannt, die ausgebessert werden mußte. In wenigen Minuten würde das Licht wieder aufflammen.

Irgend ein Witzbold rief:

„Achtung vor Taschendieben!“

Ein junger Mann schmatzte laut mit den Lippen und rief dann mit verstellter Stimme:

„Na, na, nicht so zärtlich!“

Man lachte. Man dachte nicht an Gefahr.

Die Schaffner eilten mit Taschenlaternen durch die Waggons.

„Eine kleine Störung!“, trösteten sie, „es wird gleich wieder hell, bitte, behalten Sie Ruhe!“

Aber es wurde nicht wieder hell.

Und auf einmal erscholl eine helle Frauenstimme, die sich freischaffend vor Angst überschlug.

„Der Tunnel brennt!“

Im Augenblick war alles von den Szenen gesprungen. Die Menschen preßten sich zusammen, Scheiben splitterten. Irgendwo schrie schrill und hoch eine Stimme.

Alles geschah in einer einzigen Sekunde.

Man sah kein Feuer, man wußte gar nicht, wo es brannte, aber durch die zerbrochenen Fensterscheiben quoll ein träger, dicker Qualm, der sich in den Lungen festsetzte.

Irgend einer schrie:

„Der nächste Zug fährt auf uns drauf!“

Keiner überlegte sich, daß das unmöglich war, weil ja die einzelnen Strecken abgeblökt waren.

Die Menschen waren wie die Irren. Die Schaffner waren machtlos. Der Rauch biß in die Augen und erschwerte das Atmen.

„Ich erstick“, winselte eine Frau.

Die Türen des Wagens waren hermetisch geschlossen. Man bekam sie nicht auf.

Die Menschen hämmerten mit den Fäusten ergebnislos dagegen.

Plötzlich hatte irgend einer den Handwerkskasten erbrochen, ein Beil blieb im Schein der Taschenlampe auf und von einer wuchtigen Hand geführt, biß sich das Eisen in die Holztür.

Schlag folgte auf Schlag.

Balken splitterten, Geröll rieselte, es rutschte, glitt, knirschte. Die Menschen stiegen aus den zerbrochenen Fenstern, zerschnitten sich die Hände an den Glasscherben und krochen leuchtend in den verqualmten Tunnel.

Niemand wußte, in welcher Richtung er laufen sollte.

Doch unwillkürlich drängten alle in der Richtung zurück, aus der man gekommen war.

Trauben entsetzter Menschen klammerten sich aneinander und stiegen sich vorwärts.

In Wirklichkeit war noch keinem etwas passiert, aber die Angst und vor allen Dingen der furchtbare Rauch peitschte die Menschen vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Tod des Schauspielers M.

Von Herbert Eulenberg.

Natürlich hatten es alle vorausgesehen, als dieses Ende eingetreten war. Einige wollten es sogar ungefähr genau bis auf den Tag vorhergesehen haben. Und dabei überraschte dies Ereignis, trotzdem man es kommen sehen mühte, einen jeden mit der Höchlichkeit und der Verhängnisfülle des Todes, der so erwartet er auch eintreten mag, doch immer wieder erschüttert und erschreckt.

Der Schauspieler M. hatte sich seiner Gewohnheit folgend nach der Vorstellung in seine Künstlerstammtische begeben, wo er sich in großen Mengen Speisen und in noch größerer Getränke auszuführen pflegte. Er erschien in der Regel kurz vor Mitternacht, um bis gegen zwei, drei Uhr hier herumzusitzen und zu zechen. Sein mächtiger Brustkorb, den er in seiner Haltung beständig gewaltsam vortrieb, wölbte sich nach Erledigung dieser Aufgaben, in denen er seine Erholung sah, noch einmal so wuchtig und massig. Dann, wenn er diesen unvermeidlichen Posten an Vergnügen hinter sich hatte, forderte er gewöhnlich die Bechgenossen, die sich in solch einer Nacht zu ihm gefunden hatten, mit seiner etwas belegten vertrunkenen Bärenstimme auf, mit ihm hinauszufahren.

Er bewohnte ein kleines, hübsches Häuschen mit einem Garten in einem ländlichen Vorort von Berlin und liebte es, den Kerlen, männlichen wie weiblichen Geschlechts, die sich um die mitternächtliche Stunde ihm anschlossen, nachher noch vor dem neuen Tag seine Herrlichkeit draußen zu zeigen. Auch in der letzten Nacht, die diesem riesigen, ruppigen Kerl auf Erden vergönnt war, hielt er es so und sauste mit einem Schwarm von Gästen seiner fernern Behausung zu. Meist zählte er auch den Kraftwagen, der diese Leute hinter dem leinigen, der bereits mit Menschen vollgepumpt war, hinaustrug. Denn es waren im allgemeinen ziemlich arme Schlucker, kleine oder stellenlose Schauspieler und Schauspielerinnen oder Filmsternchen, die sich nachts an ihn herandrängten, an diese Riesengestalt, die so viel Lebenskraft und zugleich Erfolg bei der großen Menge verkörperte.

Es war eine lauwarme Mainacht, die im Begriff stand, sich in einen linden Morgen aufzulösen, als er vor seiner Behausung antröpfste. Sein Fahrer mußte schon vorher nach Leibeskräften die Hupe ertönen lassen, damit sein Diener drinnen das Nötigste für seine Ankunft vorbereitete. Dieser Diener war eigentlich sein Mädchen für alles: eine gute, treue Seele, ein armer, schwächerlicher Kerl, der in den Anfangsjahren des Prominenten noch Spielwart auf irgend einer kleinen Bühne gewesen war, aber dann im Dienst einen schweren Unfall gehabt hatte. Infolgedessen war er bernach für eine Weile in den Souffleurkästen gerutscht, konnte sich aber auch dort auf Grund seiner Schwerhörigkeit nicht halten, die sich durch die schwere Bühnenwand, die ihm auf den Kopf gefallen war, gebildet hatte. Und nun hatte sich der im Gegensatz zu ihm immer mächtiger, glücklicher und angelehner gewordene Mime, der Liebling der Masse, des armeligen, bescheidenen Teufels angenommen und ihn zu seinem Hof- und Leibdiener gemacht. Die Hauptablegungen des guten Gustav, wie dieser allgemein genannt wurde — denn sein Nachname schien über seinem schlimmen Schicksal verloren gegangen zu sein — bestanden, wenn er das Bett seines Herrn gemacht hatte und die Wohnung aufgeräumt hatte, darin, daß er für das Frühstück des großen Schauspielers, der meistens den ganzen Tag und die halbe Nacht draußen war, und somit für den nächsten frühen Morgen sorgen mußte.

Der hohe Held hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er kurz vor Sonnenaufgang heimgekehrt war, noch ein umständliches Frühstück einzunehmen. Und zwar lauter saure Sachen, nach denen er infolge der durchzechten Nacht besonders Verlangen trug: Scharfe Anchovis, Sardellen, Heringe in Pfeffer-, Senf- oder grüner Kräutersoße, kleine Pilze in Öl oder Schmant, gemischte Eßigfrüchte, harte Eier, kaltes Fleisch oder Wurststücke in bitterer Tunc, Artischocken, Lederbrötchen mit Pasten bestrichen, Ochsenmaulsalat, Wildpasteten, Gurken in jeder Form und Zubereitung, Kindheitsscheiben in Meerrettich oder Zwiebelstunke, Sved mit Pavrika, Neunaugen, Rheinsalm, Schinken, Kal, Sülze, Kartoffelstücken, Spargelspitzen, Geräuchertes, Gänseleber, Mark, Lachs, Radieschen und alle möglichen feinen Salate. Mit Wein, Schnäpfen und später wohl auch noch mit Kaffee beschwält, schmeckten diese Sachen dem gewaltigen Schauspieler nach der Aufregung des Tages, der Proben, der Aufführung und des vorhergegangenen Gelages ganz herrlich und vorzestlich. Dabei hielt er es besonders genau mit der Vollständigkeit dieser beständigen Speisen, die er sich in der Frühe in ungeheuren Mengen zu Gemüte führte.

Auch an diesem Morgen vermied er wie gewöhnlich irgend etwas und benutzte diese Gelegenheit dazu, seinen Diener herunterzuputzen. Was ihm auch aus dem Grunde

einen großen Spaß machte, weil er sah, wie ängstlich der arme Kerl bei jedem Krach wurde, den er ihm ausschlug. „Mensch! Gustav!“ schrie er diesmal, „du hast ja die Perlzwiebeln vergessen. Ich hab's dir doch noch besonders aufgetragen!“ Der schmächtige Kerl entschuldigte sich schlotternd mit seiner Schwerhörigkeit, er habe es wohl nicht recht verstanden, er würde gleich dafür sorgen, morgen früh schon —

„Was hab' ich davon?“ unterbrach ihn der Schauspieler gereizt und weidete sich an der Verlegenheit und Furcht des ihm Untergebenen. „Ich will heute meine Perlzwiebeln haben! Heute! Verstanden?“

Aber dann ekelte ihn auf einmal angesichts seiner verschwielten Gesellschaft, die sich wie die Ratten über all die verschiedenen kleinen Gerichte gestürzt hatten, die ganze Freiheit an. Er trat in den mit Glas überdeckten kleinen Baukau hinaus und redete sein bleiches, dikes, aufgedunenes Gesicht und seinen riesigen Brustkorb dem weißen Lichtschimmer zu, der über seinem Garten langsam emporstieg. Die Welt um ihn bekam wieder Umrisse: das Nachbarhaus dort und sein Stall, in dem sein Kraftwagen jetzt schlummerte. Doch er hatte keine Lust mehr an diesem ewig erneuten allmorgendlichen Vorhangsaufziehen über der Schöpfung. „Ach was!“ schnauzte er den niedergeschlagenen Diener an, der sich vergebens mühte, ihn mit einer Schüssel Gänseweissauer in seiner Linken und einem Teller kalter Forellen in seiner Rechten, über die vermissten Perlzwiebeln hinwegzutrostern.

„Was soll dies ganze In-sich-Hineinstoßen?“ polterte sein Herr ihn an. „Ich werde es noch ganz abstellen samt den verdamten Perlzwiebeln, die du mir nicht besorgt hast! Nächstens soll ich den „Hamlet“ spielen und schlage noch diesen Want mit mir herum. Freilich“, beschwichtigte er sich und sein schlechtes Gewissen sogleich, „wo steht es eigentlich geschrieben, daß „Hamlet“ dünn und hager sein muß? Er ist kurzatmig, heißt es irgendwo von ihm. Spricht das nicht gerade für seine Fertigkeit?“

Er hatte sich von seinen Gästen abgewandt, von diesen ausmengengewürfelten verlotterten Leuten, Männlein und Weiblein, die er mit hier hinausgelöst hatte in seinem Suff und die ihn nun allesamt anwiderten, wie sie sich gierig auf seine Kosten vollstopften.

Er stierte in eine Ecke seines Vorbaus hinein, in die Blumeneste, wie er sie nannte. Es standen zwar nicht viele Blumen dort, sondern meistens nur Käteen, für die er eine besondere Vorliebe hegte. Er war noch immer in Gedanken an seine künftige demnächstige Rolle, den „Hamlet“, während Gustav neben ihm, was drollig anzuschauen war, forswährend versuchte, irgend einen der lästlichen Leckerbissen an ihn loszuwerden. „Ja, da liegt's: Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen?“, sprach der Schauspieler jetzt mit einer sonderbaren Stimme, selber wie aus einem Traum, vor sich hin. Dann griff er sich plötzlich ganz ängstlich an seine wuchtig vorgewölbte Brust, als hätte er etwas von ihr abstreifen wollen. Und dann stürzte er wie eine Säule oder ein Schiffsmast, der umbricht, in die Blumeneste hinein.

Es entstand eine allgemeine Schreckflucht, als nun die beiden beherztesten Männer aus der Schar derer, die im Zimmer gesessen und gegessen hatten, sich vergebens anstrengten, den toten Gastgeber wieder aufzurichten und ins Leben zurückzurufen. Besonders die Damen jagten aus Eyschen und, um nichts mehr mit der Sache zu tun zu haben, schleunig über den feuchten Rasen des Gartens nach der nächsten Bahn, die schon zu fahren begonnen hatte. Aber auch die Herren drückten sich bald einer nach dem andern weg, weil ihnen dieser Fall denn doch etwas zu plötzlich gekommen und weil ja hier ohnedies nicht mehr zu helfen war.

Nur Gustav lief noch fortwährend ganz verzweifelt rat- und fassungslos herum und überschüttete sich mit Selbstvorwürfen, als ob er allein Schuld an dem Ereignis trüge: „Warum hab' ich auch die Perlzwiebeln vergessen?“

## Scherz und Spott

### Englischer Humor.

Man hat Grammophon-Aufnahmen von berühmten schottischen Klageliedern gemacht. Die Klage des schottischen Besuchers in London, dessen Autodrosche in einem Lehrer-Klumwatsch aufgehalten wurde, mit dem ominösen Ticken des Taxameters als Begleitung, soll besonders herreibend sein.

In Wien hat ein Mann 74 Stunden ununterbrochen gesangt. Der Mann muß sich sehr stark mit dem Hammer auf den Daumen geschlagen haben!

„Würden Sie nicht fünf Dollar geben? Wir wollen einen Saxonon-Spieler beerdigen.“ — „Hier haben Sie dreißig Dollar; beerdigen Sie gleich sechs.“

## Das Einwintern des Gemüses.

Mit dem Bergen des Gemüses sollte man es nicht so eilig haben. Man lasse ruhigen Blutes einen mäßigen Frost über das Gemüse gehen, der erst seiner Lebenstätigkeit ein Ende bereitet und ihm jenen Zustand der Reife gibt, der die günstigsten Erfolge für die Überwinterung bietet. Trotz der geringen Wärme wächst das Gemüse im Oktober und selbst in einem milden November noch weiter infolge ergiebiger Niederschläge. Namentlich bei dem Sellerie ist dies deutlich zu beobachten. Ein früheres Ernten würde daher nicht nur die Haltbarkeit beeinträchtigen, sondern man würde auch einen erheblichen Mehrertrag verlieren. Die erste Woche im November ist daher unter normalen Verhältnissen die geeignete Zeit, das Wintergemüse zu bergen.

Das zu erntende Gemüse muß von *tabakloser Beschaffenheit* in jeder Beziehung sein. Das ist eine Haupthebung für seine Haltbarkeit in den Überwinterungsräumen. Die Kohlköpfe müssen daher unbedingt gut ausgereift, also *leitgeschlossen*, möglichst vollkommen und unbeschädigt sein. Geplatzte, angefaulte und noch nicht ausgewachsene Köpfe sollten daher in der Küche nach Möglichkeit verbraucht werden. Ebenso sind alle geplatzten und hohlen Wurzelgemüse, ebenso Salatköpfe mit Faulstellen auszuschneiden.

Ein weiterer Hauptpunkt, der für die Überwinterung maßgebend sein muß, ist das Wetter, bei dem geerntet und eingewintert wird. Nur an einem trocknen, jedoch nicht warmen Tage, am geeigneten am Vormittag zwischen 9 und 12 Uhr, wann die Mittagssonne die Pflanzen noch nicht erwärmt hat, ist das Gemüse zu ernten. An Ort und Stelle sind Kohl und Salat von allen weichen, ungesunden und faulen Blättern zu befreien. Bei Wurzelgemüsen und Sellerie wird das Laub bis auf die Herzblätter befestigt, aber nicht zu kurz, da sonst Fäulnis eintritt.

Mannigfaltig ist die Aufbewahrung der verschiedenen Gemüsesorten. Der widerstandsfähige Grünkohl, der erst bei einem Durchziehen seinen Wohlgeschmack erhält, überwintert auf seinem Standort am besten. In milder Lage auch der Rosenthal, den man auch vorsichtshalber einschlagen und bei starker Kälte mit Stroh und Laub bedecken kann. Ebenso ist der Wirsing nicht besonders frostempfindlich. Man tritt ihn einfach um und bedeckt das Haupt mit einem Spaten Erde. Auch das Weiß- und Rotkraut kann man mit dem Strunk nach unten in einem 30 Zentimeter tiefen Graben, größtenteils mit Erde bedeckt, einschlagen. Beim Eintritt starker Kälte ist auch hier noch eine Decke von Laub, Stroh oder Fichtenreisern erforderlich.

Verfügt man über einen großen, trockenen Keller, der keinen zu hohen Temperaturschwankungen unterworfen ist, so lassen sich hier die Gemüse recht gut überwintern.

Wo es an geeigneten Kellerräumen mangelt, kann das Gemüse, besonders die Wurzelgemüse in grundwasserfreien Gruben überwintert werden. Sie werden am besten auf einer leichten Anhöhe errichtet, damit der Regen nicht oben hineinströmen kann. Die Gruben eignen sich recht gut zur Überwinterung für die Wurzelgemüse, insbesondere für Sellerie, Lauch, Kohlrabi, ferner verschiedene Kohlarten, namentlich Blumenkohl. Die Gruben werden 1,50 Meter breit und gewöhnlich nicht über 40 Zentimeter tief und von beliebiger Länge angelegt. Der Aushub wird als Erdwall zu beiden Seiten aufgesetzt und nach außen abgeschrägt, daß das Regenwasser ablaufen kann. Auf den Boden kommt eine Schicht trockener Sand. In diesen kommen die Gemüse reihenweise nebeneinander zu liegen, jedoch in der Weise, daß beim Blumenkohl und Sellerie die Blätter freibleiben. Kohlköpfe werden mit den Wurzeln nach oben nebeneinander gestellt. Nach der Füllung der Grube wird sie mit Brettern bedeckt, die eine Neigung nach einer Seite haben müssen, daß Regen- und Schneewasser ablaufen können. Sobald es kalt wird, werden die Bretter, an deren Stelle sich auch Stangen verwenden lassen, noch mit Erde, Laub, Stroh oder Schilf bedeckt. Vorerst bleiben die Seiten frei, damit die Luft durchziehen kann. Bei starkem Frost werden sie natürlich auch geschlossen und mit Erde bedeckt, aber bei mildem Wetter sofort wieder geöffnet.

Sehr vorteilhaft lassen sich die Wurzelgemüse auch in Erdmieten bis zum Frühjahr besonders frisch und ohne die geringste Fäulnis aufbewahren. Die Mieten sind an einer geschützten und trocknen Stelle im Garten etwa ein Meter breit und 30 Zentimeter tief anzulegen. Hier werden

die Gemüse in Lagen von 1 Meter Breite und 1 Meter Höhe in beliebiger Länge aufgeschichtet und mit einer ziemlich starken Schicht Langstroh abgedeckt. Zu beiden Seiten der Miete wird in 70 Zentimeter Abstand ein Graben ausgeworfen und die gewonnene Erde zum lückenlosen Abdecken der Miete verwendet, und zwar so dicht, daß keine Kälte eindringen kann. Nur ein schmaler Streifen der Erde bleibt frei und wird mit Stroh oder Torschlupfen ausgegestopft. Bei Eintritt strenger Kälte muß die Erddecke noch durch Kartoffelstroh und dergl. verstärkt werden. Immerhin kann der Frost den Mieten sehr gefährlich werden, wenn sie in einer zugigen Lage angelegt sind oder wenn sich die Kälte plötzlich ohne Schnee einstellt.

## Das Auswachsen der Kartoffeln.

Wachstumsstörungen der Kartoffeln sind oftmals von recht unangenehmen Folgen für die Knollen. Herrscht im Sommer längere Zeit trockenes Wetter, namentlich in der Zeit des Knollenanbaues, dann tritt bald ein Stillstand in der Entwicklung der Knollen und damit die sogenannte Rotreise ein. Folgt dem Wachstumsabschluß nasses Wetter, so wird das Wachstum von neuem angefacht, aber nicht etwa in der Weise, daß die bereits vorhandenen Knollen sich gleichmäßig vergrößern. Wertvuldigerweise wachsen die Knospen (Augen) der Knollen zu Tragsäulen (Stolonen) aus und bilden an deren Enden wiederum Knollen, wenn auch von bescheidener Größe. Diese Neubildung geht auf Kosten des Stärkemehlgehalts der Mutterknolle. Da es sich kaum lohnt, die kleinen Knollen bei der Ernte aufzulegen, hat namentlich der Landwirt einen nicht unbedeutenden Schaden.

Folgt der Trockenperiode reichlich spät in der Jahreszeit erst eine Regenzeit, wenn die Knollen in ihrer Ausbildung schon weit vorgeschritten sind, dann vergrößern sich diese an ihrem Gipfelende durch knollenartigen Ansatz. Sie wachsen durch, wie sich der Fachmann ausdrückt. Dieses Auswachsen, das ebenfalls auf Kosten des Stärkemehlgehalts der Mutterknolle stattfindet, kommt nicht mehr zum rechten Abschluß. Auch die Schale des erweiterten Teils erlangt nicht die notwendige Festigkeit, wie dieser selbst arm an Stärkemehl bleibt. Darum sind diese ausgewachsenen Kartoffeln nicht haltbar und sollten beiseitens verbraucht werden.

Dasselbe ist der Fall, wenn die Augen unmittelbar an dem Kronenende der notreifen Knolle, ohne erste Stolonen zu bilden, kleine knollenartige Auswüchse entwideln. Sie sind mehr oder weniger fest mit der Mutterknolle verwachsen. Solche Bildungen sind bei den Hausfrauen wegen der Schwierigkeit des Schälens im höchsten Grad verpönt.

Um diesen Missbildungen vorzubeugen, ist es ratsam, dafür zu sorgen, daß die Kartoffeläcker einen reichen Humusgehalt, der die erwähnten Wachstumsstörungen durch seinen ständigen Feuchtigkeitsgehalt nahezu verhüten, aufzuweisen haben.

## Warum platzt das Gemüse?

Im Herbst müssen wir des öfteren die unangenehme Erfahrung machen, daß mitunter prächtig entwickelte Köpfe von Weiß- und Rotkraut platzen. Was ist wohl die Ursache dieser Erscheinung? Das Platzen des Gemüses ist in den allermeisten Fällen in seiner Überreife begründet. Das Wachstum ist meist bei Eintritt kalten Herbstwetters schon abgeschlossen. Die äußeren Deckblätter sind fest und harz geworden und umschließen den Kopf fest. Tritt nach diesem Stillstand über kurz oder lang nochmals warmes Wetter ein, dann wird das Wachstum von neuem angeregt. Die inneren Kopfblätter dehnen sich aus und sprengen dann natürlich die äußeren starren Hüllblätter. Auch anhaltende Nässe im Spätsommer und Herbst lassen das Gemüse nicht zum Abschluß seines Wachstums kommen. Die inneren Blätter machen sich gewaltsam Luft und sprengen ebenfalls die äußere Hülle. Solch geplatztes Gemüse hat seine Haltbarkeit verloren. In den Rissen siedeln sich bald Fäulnisbakterien an und bringen rasch den ganzen Kopf zum Faulen. Darum eignen sich derartige Köpfe nicht zum Überwintern. Sie müssen alsbald in der Küche frisch verbraucht oder sterilisiert werden. Bei Kohlraben, Möhren und Sellerie tritt ebenfalls die Erscheinung des Platzens oftmals ein. Auch hier ist sie eine Folge der Überreife und Wiedereintritt des Wachstums. Es darf daher der richtige Zeitpunkt der Ernte nicht veräumt werden.